

Wie kommen wir uns nahe?

Zwischen Ochlokratie und Dismorphophobie

Gerhard Johann Lischka

Wir sind Medien

Sprechen wir von menschlicher Kommunikation, so tun wir das recht klischeehaft indem wir sie Nah- und Fernkommunikation nennen, sich näherkommen oder sich von einander entfernen und schliesslich von der Tiefe oder der Oberflächlichkeit einer Beziehung und Kommunikation, respektive einer Person sprechen. Dabei stellen wir fest, dass es praktisch kein Vokabular des Dazwischen, der Abstufungen gibt. Bestimmt, weil Graduierungen schwierig sind, aber auch deshalb, weil wir uns scheinbar keine Zeit nehmen, unsere Urteile bedächtig zu fällen oder weil wir sie schnell fällen können: wir haben uns - für die anderen nicht sichtbar oder wahrnehmbar - schon lange genug damit herumgeschlagen. Wir haben uns mit der Beziehung so beschäftigt oder sie verdrängt, dass wir sie mit einem Schlag auflösen oder dann doch akzeptieren.

In Tat und Wahrheit bleiben wir aber immer labil. Haben wir uns nicht in Sturheit verrannt, könnte eine Beziehung je nach dem neu bewertet werden. Und das deshalb, weil das Dazwischen, das Inter-Esse, sowohl von den Umständen, der Dynamik der Situation, der Veränderung des Lebens und den eigenen Befindlichkeiten beeinflusst wird und immer wieder anders aussieht. Wir leben als Medien der Gesellschaft in und mit den Medien als System der Kommunikation, wir sind in Atmosphären gehüllt, die uns einbetten und in denen wir uns einzurichten haben.

Die Kommunikation, das sind die Medien, die sich unserer bedienen und/oder wie wir sie gebrauchen. Es gibt nichts Unvermitteltes, denn selbst der Unfall als nicht erwünschter und der Tod als letzte und unerschütterliche Wahrheit kommen nur vermittelt zustande. Wir können den Medien nicht entkommen und sind als Körpermedium auch immer irgendwie präsent, sprechen durch die Körpersprache unseres momentanen Zustandes von Freude, Leid, von diversen Launen, von Gebrechlichkeit oder Gesundheit, Bescheidenheit, von Hochmut und Gelassenheit. Die ganze Fülle der Körpersprache sind die Formen, in denen sich der Körper als Medium darstellt, wie wir ihn empfinden und die anderen ihn verstehen(oder missverstehen) können.

Die Differenzierungen der Darstellungsformen des Körpers lernen wir durch das Einfühlungsvermögen in die Psyche, den Geist, die Mimik und Gestik unseres zuverlässigsten Spiegels: des Anderen. Sind wir unseres Selbst auch oft nicht bewusst, sicher oder überdrüssig, in den Reaktionen der Anderen und durch die Aktionen des Anderen wird klar, in welcher Situation wir uns befinden, in welcher Kommunikation wir uns wie verhalten müssen, sollten oder möchten.

Wir nähern uns dem Anderen und damit unseren eigenen Empfindungsweisen, indem wir durch die Erfahrung mit der Körpersprache der Anderen die Sozialität bilden, die die Bühne des Alltags darstellt. Das ist heute aber nur die eine Seite der Welterfahrung. Denn durch die Massenmedien und ihre technischen/ elektronischen Abbilder, Texte und Töne tritt mit der Erkenntnis der „objektiven“ Welt (zum Beispiel im „Spiegelstadium“ und mit den „Übergangsobjekten“) auch die Mediatisierung auf den Plan (das Monitorstadium), die wie der Schatten zum Licht geisterhaft eine Welt neben die erlebte eigene Umwelt projiziert und in unserem Bewusstsein mit ihr verschmilzt. Die Logos unterwandern und überflügeln unsere Alltagslogik, den gesunden Menschenverstand und sprechen das Machtwort der politökonomischen Direktiven der Massengesellschaft.

Die Fern-Nähe

Zwischen Hammer und Amboss wird unser Begehren, die Sehnsucht nach Freiheit und Beweglichkeit nicht nur abgekühlt sondern auch in eine erstarrte Form gebracht. Ausser wir

verstehen es, uns aus dieser Schmelde fortzuschleichen, uns einer zu sterilen Normierung zu entziehen und den dynamisch flexiblen Weg der Viabilität zu beschreiten. Hier herrscht das Wechselspiel zwischen uns, der Umwelt und der Mediatisierung. Wir bestimmen die Nähe und Distanz sowohl zu den anderen und der Umwelt - der Realität - als auch der Reality der fiktiven und doch so präsenten und uns gleichfalls stark beeinflussenden „Scheinwelt“. Die Szenen des Alltags sind durchmengt von den In-Szenierungen des Spektakels, den Pseudo-Events, den Reportagen und cleveren Managements unserer Aufmerksamkeit.

So werden Ferne und Nähe - auch wenn unsere individuelle körperliche Nähe immer vorherrscht - geradezu austauschbar: Telepräsenz kommt uns näher als das Naheliegende, nahestehenden Personen fühlt man sich nicht so vertraut wie aktuellen Images, statt Nachbarn wünscht man sich Distanz, Bindungen sind zu verpflichtend, das ist der Terror der Fern-Nähe. Daneben sehnen wir uns nach wahren Freundschaften, nach dem heimatlichen Herd, nach dem Vertrauen in den Mitmenschen, nach Lanzeitbeziehungen. Und doch wiederum danach, dass wir nicht in der Enge ersticken, uns entfalten können, möglichst viel unterwegs sind und an den Orten uns aufhalten, wo etwas los ist.

Wir sind schlicht verunsichert, durch die Mediatisierung und ihre Vexierbilder aus dem Gleis geworfen und versuchen dem reichhaltigen Angebot entsprechend nicht nur der/die Eine zu sein, sondern die Fesseln der Identität zu sprengen, über uns hinauszuwachsen und in das volle Leben einzutauchen, das masslos, grenzenlos sich unseren Wünschen und Bedürfnissen fügt, und im Hier und Jetzt Erfüllung beschert. Wir wollen ins High-Life der nicht endenden Show der Massenmedien versetzt nicht mehr mit der irdenen Schwere behaftet sein.

Der Wunsch uns über das Alltägliche zu erheben, ist bestimmt so alt wie unsere Kultur. Mit den poly- und monotheistischen Religionen ist das Aussergewöhnliche zunächst als Jenseits des Lebens, als Weiterleben nach dem Tode, als Mumifizierung und Totenkult etabliert worden. Sind auch immer wieder Herrscher aufgetreten, die sich als Götter verehren liessen, sind Gottheiten auf die Erde niedergekommen, ist Helden gottähnlicher Status zugesprochen worden und sind Millionen Menschen für seligmachende Ideen gestorben, so ist doch erst mit der Mediatisierung das Jenseits ins Diesseits gefallen und als „Erlebnis“ allgegenwärtig insinuiert.

Wird heute in den Medien jede/r zum potentiellen Star (in der Reality Show etc.), giert die Masse nach dem (fast) extraterrestrischen Status, so wird aus einer sogenannten Demokratie eine Ochlokratie, in der das Prinzip der Gleichheit zum Gefangensein in der Masse (genau genommen der Gruppe = ochlos), zur Zementierung, zur Erstarrung jeglicher Bewegung verkommt. Wo wir auch hinkommen, es herrscht Stau und wo wir uns zum Ausgang begeben, er ist verstopft. Ochlokratie ist Ochlostatik. Und löst sich der Stau auch wieder auf, im Kopf hat sich der Zwang zum Selben des Vorherigen durch endlose Wiederholungen festgesetzt.

Treten an Ort, sich Wohlfühlen in der Masse, in der dem Slogan folgenden und ihn skandierenden Masse, das hat - wenn auch zunächst kaum erkennbar - seine tiefgreifenden Konsequenzen für den nicht selbständig gewordenen Menschen: Durch den Zwang zur Gleichförmigkeit, der auch oft gut verstehbar und notwendig erscheint, und dem diesem Zwang nur selten widersprechenden Herausragen aus der Masse, durch das Konsumieren von durch die Medien geschönten Images und das Bewusstsein der eigenen Durchschnittlichkeit. Durch das elektronische Zunahekommen der Images, durch deren Allgegenwärtigkeit in den verschiedenen Medien etabliert sich eine Pseudo-Schönheit und eine Pseudo-Prominenz, der die von ihr Geblendeten und Überschütteten nacheifern um ihnen ähnlich zu werden.

Aus dem Misslingen heraus beginnt ein Leiden an der eigenen Unzulänglichkeit, das in einem durch den Medien-Schönheitskonsum verursachten Krankheitsbild mündet: der Dismorphophobie. Es ist die Angst nicht schön zu sein, die falsche Nase zu haben, hässliche Lippen oder eine schlechte Figur. Ihr erliegen immer mehr Integrierte. Sie möchten dem Vorbild, der Norm, dem durch die Medien Suggestierten entsprechen. Diesem Wahn kann

man vielleicht, wenn er nicht therapeutisch geheilt werden kann, schönheitschirurgisch beikommen. Gesiegt hat dennoch die Gleichmacherei.

Auf diese Weise verschränken sich Masse und Individuum: Die Masse ist das Akzeptierte. Sie ist nur dank Stars, die als Vorbilder und „Führer“ dienen, konsolidiert und an diesen misst sich, weil die Masse unüberschaubar und uneinsehbar ist, wiederum das Individuum, um zu bemerken, dass es diesen nicht nahekommt, nicht nahekommen kann. Denn als nicht Mediatisiertes ist es den Massenklišees nicht angepasst und deshalb nicht massenfähig. Jede/r von uns bewegt sich demnach in einer paradoxen Situation. Wir möchten uns selbst auf die Spur kommen, stossen dabei aber auf die Vorschriften und Gegebenheiten der Gesellschaft, somit der Masse. Die Gesellschaft tut natürlich so als würde sie die Masse verstehen, schliesslich ist sie die Masse. Ihr blinder Fleck ist somit ihr eigener Zustand, weil sich Masse als Masse nicht differenzieren kann, sie ist ihr Apriori. Selbst wenn Meinungsforschungsinstitute mit dem Aufkommen der Massenkommunikation entstanden sind und die Masse zu ergründen versuchen, erfassen sie doch nur die Masse als Masse.

Selbst-Findung

Ist die Gesellschaft in ihrer Grösse als Gesellschaft nicht fähig aus dem Dunkel der Masse hervorzutreten, obliegt es den sie konstituierenden Individuen sie transparent zu machen. Und zwar in zweifacher Hinsicht: Die Masse wird auf das Individuum hin zerteilt, was selbstverständlich möglich ist, wenn die Konsumenten, die Wählerstimmen, die Autobesitzer, die Studierenden etc. eruiert werden sollen. Zusammen bilden diese aber auch wiederum eine Masse, die in sich so opak ist, wie es die Masse eben ist. Jeder einzelne ist unter diesem Gesichtspunkt nichts anderes als die Bestätigung der Masse, die internalisierte Masse. Rein oberflächlich betrachtet besteht die Masse aus sich entfaltenden Individuen. Aber sie entfalten sich alle gleich in der Masse.

Parallel zur Masse existiert aber die Anti-Masse der Individuen, die zusammen zwar auch eine Masse bilden, sich jedoch nicht auf Klischees reduzieren lassen. Sie bringen sich selbst konstruktiv in die Gesellschaft ein. Sie erarbeiten und bewahren durch Selbst-Findung im symbolischen Prozess des Dialogs/ Polylogs genügend Differenz durch momentane Identität. Diese Individuen kommen „sich nahe“ im Unterschied zu den in der Lieblosigkeit und einem sinnlosen Management untergegangenen Mitläufern als Masse.

Zunächst sind wir Medien der Gesellschaft. Wo wir aufwachsen ist eine Familie, eine Gruppe, die uns behütet und uns die Dinge bietet und beibringt, die zum Leben und Überleben notwendig sind. Bereits schon mit diesen Hilfestellungen sind wir nur „relativ“ ein autonomes Subjekt oder Individuum, denn wir bekommen zugeteilt und mitgeteilt, ohne das wir uns nicht entwickeln könnten: wir sind Individuen. Also stammesgeschichtlich determiniert und individualgeschichtlich je nach Schicksal und Situation different. Sind jedoch die Massenmedien heute ein gewichtiger Teil der Kindheitserfahrung, so dringt bereits hier die Masse als Klischee in das gruppenspezifische Ambiente und macht uns hörig.

Wie können wir uns aber nahe kommen, uns selbst erfahren oder sein, wenn wir verstopft, zugeschüttet sind vom Anderen und den Images der Medien? Einmal bestimmt dadurch, dass wir uns als Individuen immer als Teil der Gesellschaft erkennen, wir können nicht aus dem Zusammenhalt durch die Sprache und die Realität der Umwelt heraustreten. Auch wenn wir uns andere Sprachen aneignen und zu Touristen auf dem Globus werden, sind wir ortbar. Wobei nicht einmal die Hautfarbe eine Rolle spielt, sie überrascht uns höchstens. Wir müssen den anderen Teil, das Fremde in uns einfach akzeptieren. Das, was wir selber an uns nicht verstehen, das in uns Unbekannte und Unbewusste, unsere Ängste und Bedenken. Zum anderen haben wir die Möglichkeit, uns durch besondere Leistungen zum Wohle der Gesellschaft hervorzutun, durch gemeinschaftsbildende Kräfte. Dabei können wir durchwegs aus uns heraustreten und in Ekstase unsere subjektiven Grenzen überwinden. Wir gehen dann

im Anderen auf, in der Gruppe und können momentan die individuellen Nöte und Bedingtheiten vergessen.

Schliesslich wird im Spiel und im spielerischen Verhalten die Grenze zum Anderen so flexibel, dass sich die negativen Implikationen des Zusammenseins auflösen. Und bezeichnen wir Kunst als das Spiel mit Formen (von Materialien, Farben, Texten und Tönen), so begegnen wir uns auf der Schnittstelle von Produktion und Rezeption, wir kippen als Inter-Medien ineinander im Genuss - der Relativität und Verbindlichkeit - der Aktualität und Zeitlosigkeit der Vielfalt menschlichen Ausdrucks.

Doch ob wir wollen oder nicht, wir kommen uns immer irgendwie irgendwo nahe. Wir sind Gemeinschaftswesen und können nicht nicht kommunizieren. Und verlangt die Kommunikation ein gewisses Mass an Entgegenkommen, sie wird auch an ihre Grenzen stossen, wo sie in Händel und Feindschaft ausartet, der Konflikt unvermeidbar ist. Diese Konflikte können, wie wir nur zu gut wissen, ganze Nationen, ja die Welt erfassen. So unerwünscht eine „ernste“ Lage oder gar Kriege dem toleranten Menschen sind, Hitzköpfe und Kampfhähne scheinen unausrottbar zu sein. Die Bereitschaft zu Händeln, zu Gezeter und Sticheleien, sie sind genau so allgegenwärtig wie das Verlangen nach Frieden und Wohlergehen.

Auf der Suche nach uns selbst finden wir uns zunächst vor allem in den anderen oder durch die anderen. Wir sind wie in Kleidung in die Umwelt und die gesellschaftliche Situation gehüllt und bemerken, wenn wir „nackt“ vor dem Spiegel stehen, dass auch dieser Anblick von den Sichtweisen unserer Zeit konditioniert ist. Je weiter wir in uns hinein- oder aus uns herausgehen, die Grenzen des Körpers nach innen und aussen sprengen oder doch verschieben, desto mehr müssen wir erkennen, dass wir nur mit Medien uns als Medium entdecken können. Das vor allem mit der Sprache und dem Ausdruck der Gefühle, die uns bewegen, mit der Körper-Sprache. Und heute gewöhnen wir uns nach den alten Nah-Medien auch an die neuen Fern-Medien, die wir bedienen und die uns in-formieren.

Allem Anschein nach ist die Masse die alles beherrschende Grösse, nach der sich das Management der Bedürfnisse materieller wie geistiger Art richtet. Dabei gibt es sowohl das Diktat, das von der Masse ausgeht als auch eine Masse, die von einzelnen gebildet, als Selbstentfaltung in der Vielzahl erfahren werden kann. Zwischen beiden Extremen leben wir heute: Die Ochlostatik bedingt den globalen Tourismus und umgekehrt. In Vehikel gezwängt arretiert erreichen wir (fast) jeden Punkt der Erde. Lichtgeschwindigkeit bestürmen uns Bilder am Monitor sitzend. Uns am Spiegel beobachtend wünschen wir uns dismorphologisch die Fixierung eines Images.

Ich / Mich

So wie die Masse (die vielen anderen) und das Selbst in unzähligen Formationen ineinander übergehen und von Familie, Gemeinschaft, Gesellschaft, Nation etc. sprechen lassen, so ist auch das Selbst in sich ein Oszillieren zwischen Ich und Mich. Wir können nur rückbezüglich zu uns finden, im Widerstreit mit uns selbst und in ständig sich wandelnden Eigenbefindlichkeiten. Auch wenn ich hier Ich schreibe, kann ich das nur dank der von der Gesellschaft bereits vorgegebenen Schrift, den mit anderen gewechselten Gedanken und den von anderen gebildeten Begriffen.

Wie beeinflusst aber dieser Impakt der Masse, des anderen, das Ich zu dem unserer Zeit attestierten Narzissmus? Sind wir in unserer Ich-Gefangenheit tatsächlich in uns als uns gefallen? Man könnte es meinen, wenn das im Mythos feststellbare Verliebtsein in das Bild des anderen wirklich der Andere, dem unser Begehren gilt, als das von der Masse suggerierte Bild (Image) wäre. Doch nicht dann, wenn - wie das heute gerne gesehen wird - wir ein übersteigertes Selbstwertgefühl haben sollen, das ein überschätztes Selbst ist, das nur sich sieht und bedeutet. Es ist ja gerade so, dass wir nicht uns im Bilde vergessen, sondern der idealisierte Andere uns nicht im Spiegel erscheint, was uns dismorphologisch macht. In

diesem Falle wäre ein vom Selbst gepflegter Narzissmus eine positive Demonstration des Selbst gegenüber dem ochlokratischen Joch.

Hatte Narziss (nicht) gewusst, dass (nicht) er es war, der im Wasser sich spiegelnd erblickte, (sondern) der begehrte fixierte andere, so ist der Narziss heute derjenige, der nach der Vorgabe der Images der Masse sich so perfekt wie möglich in diese eintuned/ einmorphed um sich selbst als der Andere zu sein. Und sollte dieser „Narziss“ Echo hören, so nur um an ihr sich zu erfahren und nicht auf sie einzugehen. Dieser Narziss verwandelt sich als Abklatsch der Images in deren Schlepptau in ein müdes Echo, den „guten“ Ton des Befehls internalisierend.

Doch wie meine ich, dass ich mir näher komme, mich erfahre und nicht nur als mein eigener Schatten als Negativ der Masse neben mir einhergehe? Hier kann man nicht nuanciert genug zu argumentieren versuchen. Es beginnt dieses Dazwischen, das eben nie nur plakativ das eine oder andere, dieser oder jener Pol, das Gute oder das Böse ist. Solange wir keine identischen Roboter- Modelle sind, wird sich jeder Mensch - bei noch so viel Anpassung und Integration - als einmalig herausstellen und deshalb (s)eine Variante (s)eines Lebens sein. Dabei spielt bestimmt der Eigensinn eine grosse Rolle, also wie man sich in der Fremdbestimmung durch das gesellschaftliche Programm, den Gesellschaftsvertrag hindurch und mit ihm eine gewisse Selbstständigkeit nicht nur entfalten, sondern auch bewahren kann.

Wenn uns auch der Sinn des Lebens nie klar sein wird, die Wahrheit nie erscheint, so wird uns doch die Anerkennung durch den anderen und das Zusammenspiel mit dem anderen gerade im aus uns Heraustreten uns selbst näher bringen. Denn wir können nur in der Gemeinschaft unser Selbst ausloten: In der Erweiterung und Bündelung unserer uns gegebenen Möglichkeiten um zu erfahren, was uns mehr oder weniger am Herzen liegt, unsere Lust weckt und unseren Wünschen entspricht.

Indem wir unsere Ideen realisieren - auch gegen vernünftiger Überlegungen -, die zum Besseren der Gesellschaft dienen, vergrössern wir unseren Horizont und können uns selbst näherkommen, die Distanzen, die Dimensionen unserer Erlebnisfähigkeit abstecken oder errahnen. Je nach Situation wird das Sich-Zurückziehen neue Horizonte eröffnen, die durch zuviele Umtriebe verschlossen bleiben, vielleicht steigert Abgeschiedenheit die eigene Verlorenheit und in Ekstase erleben wir unser Selbst als Selbstvergessenheit.

Zwar sind wir immer Bei-Uns. Fallen wir zu tief In-Uns, so sind wir dem Diktat der Masse ergeben. Sind wir auch selten Ausser-Uns, fühlen wir das Aufgehobensein im Spiel der Kräfte der Gemeinschaft. So loten wir unsere Stimmungen aus, suchen Halt, verlieren den Kontakt, gewinnen an Erfahrung und verhalten uns so, dass wir auch Bestätigung erhalten. Wir geben und nehmen uns in einem Spiel, dessen Regeln sich bewährt haben und gegenseitige Akzeptanz erfordern.

DIE NAH-FERNE

Sprechen wir von der Tiefe einer Beziehung, unterstellen wir, dass dies eine besonders gute Beziehung, Freundschaft, Ehe sei. Doch woran sollen wir diese Tiefe erkennen? Indem die Partner immer miteinander verkehren, unzertrennlich sind? Oder fehlt ihnen schlicht die Möglichkeit oder die Phantasie sich auch mit anderen Leuten intensiver zu beschäftigen? Das zu ergründen liegt sicherlich bei den die Beziehung pflegenden Partnern. Also bei jeder einzelnen Person, wie nahe sie den anderen an sich herankommen lässt, welche Distanz sie braucht, um sich nicht eingeengt zu fühlen, wieviel Abstand und Zeit vonnöten sind, um sich nicht überrumpelt vorzukommen. Ist dabei mit Nähe körperliche oder geistig/psychische Nähe gemeint und ist Nähe Tiefe, so ist das Sich näher Kommen noch schwieriger zu ergründen. Das Dazwischen wird noch diffuser, wir tasten uns durch die Dunkelheit unbewusster Strukturen.

Doch sehen wir die Problematik von der Seite der Distanz her an, scheint es einfacher zu sein, Beziehungen und ihre Qualitäten zu eruieren. Denn mit ihr entwickeln sich die Dimensionen,

innerhalb deren wir uns - indem wir einen möglichst weiten Horizont anstreben - in Freiheit bewegen können. Was primär für unser Bewusstsein gilt, doch auch für unseren Bewegungsdrang, unsere Reiselust und die Angst vor Fesselung und Arretierung. Die richtige Distanz einzuhalten ist in jeder gesellschaftlichen Situation angebracht, sowohl bei der Wortwahl als auch durch die Körpersprache: Verliebte haben sich zum Fressen gern und ihre Unzertrennlichkeit stimmt für sie. Kann man jemanden nicht riechen, möchte man auch nichts mit ihm zu tun haben. Mit Leuten, die man nie gesehen hat, von denen man aber Filme, Bücher etc. erlebt hat, kann man sich sehr wohl fühlen. Und selbst Sehnsuchtsreisen in ferne Länder nehmen wir gerne in Kauf, obwohl wir eingepfercht zwischen Fremden den Flug erdulden müssen.

Die Fern-Nähe betrachtend konstatieren wir eine Gedanken-, Gefühls- und Körper-Verschlingung, welche aus der Nah-Ferne gespiesen wird und uns unseren Stimmungen gemäss entspricht. Wir kommen uns und unserem Potential umso näher, je weiter wir unseren in uns steckenden Dimensionen der Entfaltung nachkommen. Wenn wir uns selbst immer wieder neu entdeckend in den unendlichen Dimensionen des Anderen tummeln. Wenn wir uns realisieren, indem wir mit den anderen zusammenarbeiten. Wenn wir aus den Träumen erwachen und schlaftrunken einen Geistesblitz haben. Wenn wir von Leid erdrückt die Freude als wiedergewonnene Kraft und Lust verspüren. Wenn wir die Jugend älter werdend erinnern und ihren Übermut - es war auch unserer - verstehen. Und wenn wir im Alter, dank vieler Erfahrungen souverän geworden, die Schwächen auch der anderen ertragen und Grosszügigkeit verströmen.

Gefühl, Geist und Körper haben viele Schwellen eingebaut, Automatismen und Widerstände. Was scheinbar direkt ist, funktioniert indirekt, mediatisiert. Was auch geschieht, es ist durch uns als Medien vermittelt und mit den Medien der Kommunikation verquickt. Dabei versuchen die Massenmedien Konformität zu erzeugen, wohingegen wir uns der „kleinen“ Medien bedienen, um aus der Enge unserer körperlichen Bezüge in die Weite vorzustossen, unseren Aktionsradius nicht zu beschränken. Wir versuchen in der Globalität Zentrum und Periferie als Spiel zwischen Nähe und Ferne so zu verbinden, dass wir Teilnehmer der Geschehnisse sind: Am liebsten Mediatoren, die als Medien mit den Medien für's Notwendige aber ebenfalls für das scheinbar Unnötige, den Gemein-Sinn, die Lust zu leben und das Wohlgefallen an Kunst und Kritik sind. Für den Dialog, ideal für den Polylog! Für die Möglichkeit der Verständigung in tatsächlicher Gegenseitigkeit.

Dass es nicht einfach ist in der modernen Welt der Kontingenz Konsens zu erzielen, wissen wir. Streit herrscht überall. Doch zumeist aus welchem Grund? Weil wir uns durch Sturheit und Starrsinn eben nicht näher kommen. Weil wir unseren eigenen Horizont nicht weit genug ausloten. Weil wir aus Kleinkariertheit, Neid und Missgunst, Geiz und Eifersucht (alles „klassische“, wohlbekannte Untugenden) an uns in uns stecken bleiben. Hier bekäme uns eine dem sich Näherkommen dienende Lockerung. Bedienen wir uns der Medien, könnte dem nichts im Wege stehn. Lassen wir uns jedoch nur noch von den (Massen)Medien bedienen, akzeptieren wir deren Wirklichkeit als Implantate der Realität, wird die Fern-Nähe uns nicht aus ihrem Bann entlassen.